

Anne Marie Höchli-Zen Ruffinen

Bilder einer Glaubensgeschichte

Katholisch sein war in meinem Elternhaus selbstverständlich und wichtig. Katholisch sein hieß am Sonntag die Messe besuchen, das Tischgebet sprechen, den Feiertagen im Kirchenjahr Raum geben, katholische Tageszeitungen lesen und später über Kirche und Glauben auch am Familientisch sprechen. Der Glaube wuchs aus dem Katholischsein.

Auf diesem Hintergrund sind Bilder unerwartet und aus dem Vergessen in mir aufgestiegen, seit ich begonnen habe, über meine Glaubensgeschichte nachzudenken. Es sind einfache Bilder, sie erzählen keine herausragenden Ereignisse. Es sind Metaphern, die sich dort finden – es wurde mir jetzt beim Schreiben klar –, wo Veränderungen und Entwicklungen ihren Anfang nahmen und etwas auslösten, was zum tragfähigen Fundament eines Lebensweges beitragen sollte. Das erste Bild zeigt einen jungen Pfarrhelfer, der uns Erstkläßlern biblische Geschichten erzählte. Ich kann mich nicht an die Geschichte erinnern, aber daran, wie er eindringlich und mit gesenkter Stimme sagte, wie gut der liebe Gott sei, wie er uns lieb habe und wie sehr wir ihn deshalb auch lieb haben müssen, mehr als alles in der Welt, mehr noch als Mutter und Vater. Letzteres war für mich unfaßbar, ja ungeheuerlich. Dennoch glaubte ich dem Pfarrhelfer und wünschte brennend, es ihm gleichzutun. Meinen Eltern aber erzählte ich nichts davon, es hätte sie traurig machen können. „Es“ blieb mein Geheimnis.

Im zweiten Bild, ein Jahrzehnt später, finde ich mich als Mittelschülerin in einem Bibelkurs. Der Leiter, ein Jesuit, lehrte uns, daß Gott lieben nichts, aber auch gar nichts mit Gefühl zu tun habe – das wäre Gefühlsduselei. Nein, Gott lieben hieße, seine Gebote halten. Das gefiel mir, das war konkret. Auch ihm glaubte ich, zumal er mehrere Gottesbeweise darzulegen verstand, die mich beeindruckten. Ein neuer Weg tat sich vor mir auf. Die unbestimmte Sehnsucht nach dem lieben Gott hatte zum Verlangen geführt, mehr zu wissen, besser zu verstehen, dem Geheimnis näher zu kommen. Auf mich allein gestellt, begann ich zu suchen, planlos und zufällig. Ich quälte mich durch

Teile des Alten Testaments und mit einer Gruppe von gleichermaßen Suchenden ein Semester lang durch Thomistische Philosophie, gab mir Mühe mit dem Neuen Testament und las, was immer sich anbot. Das Suchen war mühsam, ich erlebte meine Grenzen. Sternstunden waren selten. Aber der Wissensdurst sollte mich ein Leben lang nicht mehr loslassen.

Im dritten Bild sehe ich mich, anschließend an die Tauffeier eines unserer Kinder, auf Geheiß des Pfarrers niederknien. Er sprach leise ein Gebet, hielt die Stola über mich und entließ mich darauf mit der Bemerkung, dies sei der Segen der Kirche für eine junge Mutter. Gerne hätte ich genauer gewußt, was die Kirche zum tiefen, unbeschreiblichen Ereignis der Geburt eines Kindes sagt. Ich bat um den Text, aber er wurde mir auch auf wiederholtes Nachfragen nicht ausgehändigt, er wurde mir vorenthalten. Ich war irritiert. Auf meinem Kirchenbild war ein dunkler Fleck entstanden. Das Ganze hatte mit meinem Frausein zu tun. Ausgerechnet jetzt, wo dieses so sehr gefordert war von der Familie mit fünf Kindern. Aus der kirchentreuen Frau war damals eine kirchenkritische geworden. Meinem „Geheimnis“ aber konnte der Riß zwischen Glauben und Kirche nichts anhaben. Das Fundament trug. Im Spannungsfeld von Wissen und Glauben, von Denken und Fühlen fand ich Geborgenheit, Angenommensein, Vertrauen. Erst recht als mein Gatte an Kinderlähmung erkrankte und ihm „wie durch ein Wunder“ – zwar mit einer bleibenden Behinderung, die seine persönliche Freiheit einschränkte – das Leben zum zweitenmal geschenkt wurde. Das machte uns glücklich.

Zwei Jahrzehnte später erlebte ich eine Zäsur, die meine Glaubensgeschichte in ein Vorher und ein Nachher trennte. Ich ließ mich auf feministische Theologie ein und erlebte Glauben in der Verbundenheit und in der Zusammenarbeit mit anderen suchenden Frauen. „Frauen lesen die Bibel mit eigenen Augen“ war eine Erkenntnis – wir erlebten Befreiung, Aufatmen. Die Frohe Botschaft berührte mich wie nie zuvor. Es war wie ein Eintauchen in ein Meer, das auf tiefblauem Grund Schönheit, Leben, Farben, Bewegung offenbarte. Ein halbes Leben lang hatte ich nichts davon geahnt, weil ich das Meer nur von der Oberfläche her wahrgenommen hat-

te. Das Suchen und Forschen und Staunen im tiefblauen Meeresgrund – um bei meinem Bild zu bleiben –, wurde zu einem aufregenden, aufwühlenden Erlebnis. Ein neues Jesus-Bild entstand. Es wurde zu meinem Gottes-Bild. Ich spürte, ich brauche Bilder, ich lebe mit Bildern.

Mein letztes Bild ist das Werk eines Künstlers, dem ich vor wenigen Monaten erneut begegnet bin; zum erstenmal seit ich allein lebe, allein glaube, seit mich die Erfahrung von Tod und Verlassensein in eine Leere, in Dunkelheit, in Gottesferne und in tiefe Zweifel gestürzt hat, weil die eine Frage übermächtig geworden ist: Was heißt Auferstehung? Was glaube ich überhaupt?

Ich erwartete keine Antwort vom Bild dieses Künstlers; und aus Angst vor einer Enttäuschung versagte ich mir auch den Gedanken an Hoffnung, als ich vor das Auferstehungsbild des Matthias Grünewald trat. Ich war tief berührt. Seine Vision ist zeitlos. Eine Ahnung stieg auf. Könnte es dies sein – aufstehen – sich lösen aus Hüllen – frei werden – entschwinden, dorthin wo Licht ist? Ich weiß es nicht. Das Geheimnis bleibt. Plötzlich wurde mir bewußt, daß ich gar nicht mehr wissen will, nicht mehr zu wissen brauche. Es gibt ja in meiner Glaubensgeschichte eine Gewißheit, eine Realität, von der ich sagen kann: Ich weiß, weil ich sie erfahren habe: „Wer die Botschaft Jesu erfährt und annimmt, wird staunen, sich freuen, danken und Gott preisen“ (Synode 72 BS).

Bernhard Kraus

Vater – Gott

„Vater unser . . .“ – was verbinde ich mit „Vater“? Der eigene Vater . . . Bilder von „Gott-Vater“ (mit zunehmend mütterlichen Zügen) . . . immer mehr auch eigene Erfahrungen des Vaterwerdens und Vaterseins. Von einigen solchen „Vatererfahrungen“ soll hier die Rede sein.

Seit Stunden sind wir schon in der Klinik, die Geburt des Kindes steht kurz bevor, alles im Kreißsaal ist gerichtet, die Stimmung entspannt, hin und wieder schauen die Hebamme oder die Ärztin vorbei; endlich deuten alle Anzeichen darauf hin, daß es bald losgehen wird. Ich beneide die Hebamme um die

Ruhe und Sicherheit, die sie ausstrahlt. Ich selbst werde immer „nerviger“, denn schließlich kann doch eine ganze Menge schiefgehen. Dann werden die Wehen massiver, für meine Frau wird es anstrengend, schmerzhaft, sie versucht ruhig zu atmen, so folgt eine Welle auf die andere, die Erholungspausen werden immer kürzer.

Ich sitze daneben, stütze den Rücken, streiche über ihre Haare, und immer mehr wächst in mir das Gefühl der Ohnmacht: verdammt sein zum Danebensitzen, selbst aufgewühlt, fast nichts machen können als abwarten, sich ganz auf den Sachverstand der anderen verlassen müssen. Ich, der werdende Vater, der doch alles mit ins Rollen gebracht hat, kann jetzt nichts tun und muß den Geschehnissen ihren eigenen Lauf lassen . . .

Da war er auf einmal da, dieser merkwürdige Gedanke: So ähnlich wie dir ergeht es auch Gott. So wie du als Vater jetzt ohnmächtig danebenhocken mußst, so ohnmächtig muß sich auch Gott vorkommen, so muß auch er zusehen, was aus dem wird, das er angestoßen, ins Rollen gebracht, erzeugt, gewollt hat, was wir mit seiner guten Schöpfung anstellen, was wir als seine Ebenbilder aus unserer Freiheit machen . . . Erst bin ich erschrocken über diesen Gedanken: So darfst du doch nicht von Gott, dem „allmächtigen Herrn“, denken – aber er war jetzt nicht mehr der allmächtige Herr hoch über mir, er saß neben mir im Kreißsaal. Zwei „Väter ohne Macht“, faszinierte und ohnmächtige Zeugen des Geschehens. Und ich fand IHN auf einmal „sympathisch“, er litt und bangte mit uns.

Meine Frau sagte dann später: Gut, daß du dabei warst. Sie hat recht: Es ist gut, wenn einer dabei ist, auch wenn er nicht viel machen kann, außer dazusein.

So ist auch Gott: Er ist da, er hält die Ohnmacht der Liebe mit uns aus.

Eine andere Situation: Tief in der Nacht schrecke ich auf, weil ein Kind weint, schreit, keine Ruhe gibt – es kann nicht schlafen. Da spüre ich, wie schwer es fällt, aufzustehen und hinzugehen, um zu schauen, was los ist. Zugegeben, es ist meistens meine Frau, die aufsteht, und nicht selten höre ich am Frühstückstisch: Also heute nacht ging es wieder drunter und drüber. Wie konntest du nur so tief schlafen und nichts hören? In einer solchen Nacht fiel mir